

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung 7

Über das Lesen und Schreiben von Geschichten.....9
Dirk Koob

II. Zehn studentische Kurzgeschichten41

ZEIT UND DESTRUKTION 43

Broken Glasses.....45
Stefan Tinkloh

Indirekte Rede55
Charlotte Ruhlender

LIEBE UND ANZIEHUNG 63

Goldrand65
Lisa Madita Reimann

Alles dreht sich.....73
Michaela Alexandra Schmitz

BEI SICH ANKOMMEN UND SICH AUSBLEIBEN83

Irgendwo im Innern85
Texa Gericke

Nächste raus!91
Jakob Burmeister

ABGRENZUNG UND VERANTWORTUNG	101
Zwei Koffer.....	103
<i>Hannah Hempleman</i>	
Sampson	111
<i>Anna Groß-Bölting</i>	
AKTIVISMUS UND LETHARGIE.....	125
Stufen der Ernüchterung	127
<i>August von Gehren</i>	
In den Wolken.....	139
<i>Elias Blettenberg</i>	
III. Epilog	151
Was Studierende erzählt haben	153
<i>Dirk Koob</i>	
Literaturverzeichnis	177

I. EINLEITUNG

*„Ich bekenne, ich brauche Geschichten,
um die Welt zu verstehen.“¹
Siegfried Lenz*

Dirk Koob

Über das Lesen und Schreiben von Geschichten

„Über das Lesen und Schreiben von Geschichten“ – ein seltsam anmutender (Unter-)Titel für die Einleitung eines Sammelbandes! Allerdings handelt es sich bei diesem Buch auch nicht um einen klassischen Sammelband. Jedenfalls um keinen primär wissenschaftlichen. Vielmehr sind die *versammelten* Beiträge literarische Erzählungen. Geschrieben von Studierenden der Sozialen Arbeit. Dieses Buch gleicht also eher einer Anthologie. Es will ganz dezidiert keine akademische Belehrung sein, will nicht gedankenschwer informieren, abstraktes Wissen lesendenfreundlich aufbereiten, will schon ganz und gar nicht irgendwelche Kompetenzen vermitteln. Also nicht direkt zumindest. Vielmehr will es zum Denken, zur Auseinandersetzung mit der Bedeutung von anspruchsvoller belletristischer Literatur für Studierende der Sozialen Arbeit und damit auch für die Soziale Arbeit insgesamt anregen. Daher sind sowohl diese Einleitung als auch der Epilog bewusst eher essayistisch gehalten. Sie sollen also stilistisch nicht allzu stark mit den studentischen Geschichten kollidieren und zugleich dem literarischen Anliegen der Anthologie wenigstens näherungsweise gerecht werden. Alle zusätzlichen Anmerkungen und Referenzen finden sich daher als Endnoten, um so den Lesefluss nicht zu stören.

Wie es zu diesem Buch gekommen ist

Das vorliegende Buch, die vorliegende Anthologie, ist eine Art Nebenprodukt meines Seminars „Reflexion als poetische Erfahrung. Ein sozialphilosophisches Lektüre- und kreatives Schreibseminar für angehende Sozialarbeiter_innen“,² das ich bislang insgesamt fünfmal an ei-

nem Fachbereich Sozialwesen in einem grundständigen Bachelorstudiengang durchgeführt habe. Zwischen 15 und 20 Studierende nehmen in aller Regel daran teil. Meiner Vermutung nach dürften diese Studierenden allerdings nicht unbedingt typisch für den Fachbereich sein. So konnte ich im Wintersemester 2018/19 immer dann, wenn meine Teilnehmenden mit einer kreativen Schreibübung befasst waren, von meinem Büro aus beobachten, wie das zum gleichen Zeitpunkt stattfindende Seminar „Soziale Arbeit mit Konsumenten illegaler Drogen“ wohl die dreifache Anzahl an interessierten Personen angezogen hat. Das erscheint irgendwie auch schlüssig, steht die Drogenthematik doch gleichsam paradigmatisch für das, was Soziale Arbeit in vielerlei Hinsicht ausmacht, nämlich Menschen in prekären Lebenslagen Unterstützung anzubieten. Wer hingegen die Romane von Siegfried Lenz, Juli Zeh oder Daniel Kehlmann liebt, sollte vielleicht doch besser gleich Germanistik studieren. Aber – man möge mir diesen leicht polemischen Anflug zumindest für den Moment verzeihen – diese Sichtweise wäre irgendwie, nun ja, schon etwas uninspiriert. Denn das Lesen und Schreiben von Geschichten hat das Potenzial, Studierende der Sozialen Arbeit zu deutlich reflektierteren – und damit auch professionelleren – Praktiker_innen zu machen.³ Arbeitsfeldübergreifend. Wie komme ich darauf? Warum sollte es also überhaupt Sinn ergeben, mit Studierenden eines praxisorientierten Fachhochschulstudienganges moderne, literarisch anspruchsvolle Prosa zu lesen?

Jorge Mario Bergoglio empfiehlt durchaus Überraschendes, wenn er sagt: „Lest mehr, um spannend zu bleiben für den Ehepartner!“⁴ Zu gegeben: Mit dieser Aussage konnte ich bislang noch keine_n Studierende_n davon überzeugen, an meinem Seminar teilzunehmen. Es sind wohl einfach zu wenige Studierende verheiratet. Oder katholisch. Aber abgesehen davon, halte ich diesen päpstlichen Ratschlag für durchaus beachtenswert. (Sieht man einmal davon ab, dass hier eine extrinsische Motivation das Lesen leiten soll und dass der dezidierte Bezug auf die Ehe als unnötig einschränkend zu bezeichnen ist.) Denn wer liest, weiß mehr über die Welt, weiß mehr über sich selbst und

wird dadurch eben einfach spannender für andere. So einfach ist das. Manchmal jedenfalls.

In ambitionierten literarischen Werken werden Grundprobleme des Menschen verdichtet und dabei häufig mittelbar reflektiert. Mittelbar, weil die Lesenden nicht gleich mit der Nase auf diese Grundprobleme – und schon gar nicht auf deren Lösung – gestoßen werden. Vielmehr wird ihnen reichlich Platz für die eigene Auseinandersetzung eingeräumt. Das ist einerseits sicherlich der Redlichkeit vieler Autor_innen geschuldet: Warum sollten sie vorgeben, im Besitz von Antworten auf die komplexen Fragen nach der *conditio humana* zu sein? Daneben mag aber auch ein gewisser, zumeist wohl eher uneingestandener, pädagogischer Impetus leitend sein. Wilhelm Genazino hat dies in einem Interview zu seinem (aus meiner Sicht grandiosen) Roman „Das Glück in glücksfernen Zeiten“ einmal indirekt so zugegeben: „In meiner Kalkulation ist das die Sache des Lesers.“⁵ Die Sache des Lesers ist es, sich seinen eigenen Kopf über den literarisch beforschten Gegenstand zu machen. In aller Regel tun Lesende dies, indem sie sich mit den in Romanen, Novellen, Erzählungen oder Kurzgeschichten auftauchenden Protagonist_innen (zumindest partiell) identifizieren.

Stellvertretend und probenhalber sind diese fiktiven Figuren dazu verdammt, typische Probleme des menschlichen Daseins zu durchleben, ja zu durchleiden. (Und während ich dies schreibe, wird mir zum ersten Mal bewusst, dass hier möglicherweise eine Art messianische, diesseitsbezogene Eschatologie mitschwingt. Aber das bloß in Klammern, denn drei Semester evangelische Theologie lassen mich bestimmt nicht zum Experten für eine solche Frage werden.) Daniel Kehlmann gibt dies in „Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten“ auch unumwunden zu, wenn er die Allmacht des Autors aufzeigt, der einer seiner Protagonist_innen, nämlich Rosalie, lapidar mitteilt, dass er nun einmal beschlossen habe, sie sterben zu lassen. Konkret geht es um eine schwerkranke ältere Frau, die zur Sterbehilfe von Deutschland aus in die Schweiz reist, sich das Ganze dann aber noch einmal überlegt und den Autor um eine Änderung des Plots bittet. Zunächst vergeblich.

Schließlich überzeugt Rosalie den Autor doch noch, darf sich in ihr jüngeres Ich zurück verwandeln, um mit dem Ende der Erzählung dann trotzdem auch ihr eigenes zu finden:

„Rosalie, du bist gesund. Und wenn wir schon dabei sind, sei auch wieder jung. Fang von vorne an!“⁶ „Und Rosalie? Sie geht die Straße entlang, mit großen Schritten, halb bewußtlos noch vor Freude, und mir scheint es für einen Moment, als hätte ich richtig gehandelt, als wäre Gnade das Höchste und als käme es auf eine Erzählung weniger nicht an. Und zugleich, ich kann es nicht leugnen, kommt mir die absurde Hoffnung, daß dereinst jemand dasselbe für mich tun wird. Denn wie Rosalie kann auch ich mir nicht vorstellen, daß ich nichts bin ohne die Aufmerksamkeit eines anderen, ja daß meine bloß halb wahre Existenz endet, sobald dieser andere den Blick von mir nimmt – so wie eben jetzt, da ich diese Geschichte endgültig verlasse, Rosalies Dasein erlischt.“⁷

Insofern lässt sich an dieser Geschichte paradigmatisch aufzeigen, dass die zentralen Figuren in anspruchsvoller Prosa eine Stellvertreterfunktion innehaben. Was, um das Ganze noch etwas zu verkomplizieren, im Übrigen auch auf den Autor der genannten Erzählung „Rosalie geht sterben“ zutrifft: Daniel Kehlmann erfindet als Autor des Romans „Ruhm“ den Autor Leo Richter, der dann innerhalb des Romans die Geschichte über Rosalie erzählt. Ganz schön vertrackt! Und ja: Wer die Verbindung zwischen Rosalie, Leo Richter und Daniel Kehlmann ein wenig auf sich wirken lässt, der dürfte kaum umhinkommen, auch über den schmalen Grat zwischen Fiktion und Wirklichkeit, über Selbstbestimmung und über die Bedeutung von anderen für unser Gefühl, tatsächlich zu existieren, nachzudenken.

Die Stellvertreterfunktion literarischer Figuren ist für manchen, noch sehr jungen Studierenden nicht unmittelbar einsichtig. So weit weg scheinen doch Probleme wie die von Rosalie zu sein. Paul Auster beginnt sein autobiografisches „Winterjournal“ mit einer Beschreibung dieser ebenso kurzsichtigen wie beneidenswerten Überzeugung: „Du denkst, das wird dir niemals passieren, das kann dir niemals passieren, (...) und dann geht es los.“⁸ Es ist also mitnichten so, dass es in

der Literatur um ganz exklusive, singuläre Fragestellungen ginge. Nein, über die je individuellen Schicksale werden wir als Lesende mit kollektiven Sinndeutungs*herausforderungen* (um den Problembegriff bewusst zu vermeiden – schließlich bewegen wir uns im Bezugsrahmen einer zumeist ressourcen- und lösungsorientierten Sozialen Arbeit) konfrontiert. Anhand dieser Schicksale erhellen sich für uns typische, zentrale, vielleicht sogar letzte Fragen des menschlichen Seins, vor allem des menschlichen Miteinanders. Im emotionalen Zentrum einer wirklich guten, anspruchsvollen Erzählung steht etwas, was uns (irgendwann) fast alle ganz unmittelbar angeht. Um es nochmals mit Hilfe der Kehlmannschen bzw. Richterschen Erzählung über Rosalie zu verdeutlichen: Mit Krankheit und Tod werden wir alle, mit dem Wunsch, unbedingt weiter zu leben oder sogar wieder jung zu sein, werden zumindest etliche von uns früher oder später einmal konfrontiert. Wenn man im Anschluss an diese Feststellung bloß einmal an die Alten- oder an die Hospizarbeit denkt – um zwei besonders naheliegende Beispiele zu nennen – dann dürfte unmittelbar einleuchten, warum das nicht nur indirekt etwas mit Sozialer Arbeit zu tun hat. Einmal abgesehen davon, dass es in fast allen Arbeitsfeldern Sozialer Arbeit immer wieder um Grenzsituationen geht, also um Situationen, in denen Klient_innen existenzielle, letztlich rational nicht auflösbare Erfahrungen machen;⁹ Erfahrungen also, wie die von Rosalie.

Etwas mehr Humboldt im Studium

An dieser Stelle ließen sich jetzt direkt einige sozialarbeiterische Kompetenzen anführen, die durch das Lesen anspruchsvoller Prosa gefördert werden und insbesondere einen bedeutenden Beitrag zur Ausbildung reflexiver Professionalität¹⁰ zu leisten vermögen. Indes möchte ich das noch für einen Moment zurückstellen. Ich komme in jedem Fall darauf zurück. Aber zugleich möchte ich auch nicht meine Skepsis verhehlen, ob wir durch die omnipräsente, zum Mainstream avancierte Kompetenzorientierung, bei der es primär um unmittelbar verwertbare Fertigkeiten und genauso unmittelbar anwendbares, zumeist fallbezogenes Wissen geht, wirklich bessere, professioneller agierende

Fachkräfte auf den Arbeitsmarkt entlassen. Im Gegensatz dazu möchte ich gerade durch diese Anthologie die Bedeutung eines neuhumanistischen – vielleicht sollte ich besser sagen: traditionellen – Bildungsverständnisses auch für ein Fachhochschulstudium der Sozialen Arbeit wieder stärker ins Blickfeld rücken.

Der im deutschsprachigen Raum wohl bekannteste Kritiker einer kompetenzorientierten Perspektive im Kontext der Hochschule ist der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann. In seiner, nun ja, man könnte beinahe sagen „Philippika“ namens „Theorie der Unbildung“ äußert er programmatisch schon im Vorwort: „Unbildung meint dabei nicht die schlichte Abwesenheit von Wissen, (...) sondern den mitunter durchaus intensiven Umgang mit Wissen jenseits jeder Idee von Bildung“,¹¹ also jenseits jeder aufklärerisch-emanzipatorischen Idee, bei der es um die innere Autonomie, Freiheit und den Anspruch auf Selbstdurchsichtigkeit des Einzelnen geht. Und diese Idee soll eben insbesondere durch eine Auseinandersetzung mit den sprachlich-literarischen Hervorbringungen der Geistesgeschichte lebendig werden, da diese die zentralen Fragen des Menschseins thematisieren und die Lesenden so dafür sensibilisieren. Liessmann: „Was die Bildungsreformer aller Richtungen eint, ist ihr Haß auf die traditionelle Idee von Bildung. Daß Menschen ein zweckfreies, zusammenhängendes, inhaltlich an den Traditionen der großen Kulturen ausgerichtetes Wissen aufweisen könnten, das sie nicht nur befähigt, einen Charakter zu bilden, sondern ihnen auch ein Moment von Freiheit gegenüber den Diktaten des Zeitgeistes gewährt, ist ihnen offenbar ein Greuel. Gebildete nämlich wären alles andere als jene reibungslos funktionierenden flexiblen, mobilen und teamfähigen Klons, die manche gerne als Resultat von Bildung sähen.“¹² (Ich erwähnte es: Liessmann hat in gewissem Sinne eine Philippika, zumindest aber eine Polemik, eine Streitschrift vorgelegt.)

Und tatsächlich sind es die oben bereits mehrfach genannten zentralen Fragen des Menschseins, die nun einmal allenthalben in der Sozialen Arbeit auftauchen, so etwa, wenn nach einem guten und gerechten Miteinander, nach Selbstbestimmung und Mündigkeit, nach